

# Ein verstecktes Juwel

Zu Besuch in der aussergewöhnlichen Salle de musique von La Chaux-de-Fonds

Weitab von den Zentren des Musiklebens gibt es einen Konzertsaal, der seinesgleichen sucht. Tatsächlich treten in der für ihre Akustik gerühmten Salle de musique von La Chaux-de-Fonds die grossen Interpreten unserer Zeit auf.

Peter Hagmann

Gerade zentral liegt La Chaux-de-Fonds nicht. Die Anreise erfolgt gemächlich über weite, wenig besiedelte, in dieser Jahreszeit wunderschön verschneite Ebenen, sei es von Biel, sei es von Neuenburg aus. Dennoch machen bedeutende Musiker dieser Tage immer wieder den Umweg in die Uhrenmetropole, die mit ihren rechtwinklig angelegten Strassenzügen und ihrer wertvollen Bausubstanz seit 2009 zum Unesco-Welterbe gehört. Der Pianist Nelson Freire ist aus Amerika nach Europa gekommen, um in Paris und Wien aufzutreten – dazwischen aber auch in La Chaux-de-Fonds. Der Flötist Emmanuel Pahud, der Cellist Gautier Capuçon und seine Kollegin Sol Gabetta, der Pianist Piotr Anderszewski, sie alle besuchen die kleine, aber feine Stadt im Neuenburger Jura. Und der in Wien lebende Schweizer Pianist Andreas Haefliger nimmt hier seine Serie der Beethoven-Sonaten auf – und er ist keineswegs der einzige: In den CD-Booklets erscheint La Chaux-de-Fonds mit schöner Regelmässigkeit.

## Schuhschachtel mit Glanz

Grund dafür ist die Salle de musique. Äusserlich nicht eben spektakulär, verfügt der nach dem Prinzip der Schuhschachtel gebaute Raum über eine Akustik, die weitherum ihresgleichen sucht. Wo man auch sitzt, ob vorn oder hinten, unten im Parkett oder oben auf dem Balkon – überall ist der Nachhall so grosszügig, dass der Klang eine ganz eigene Art der Opulenz erhält: strahlend, füllig, aber doch nie verwischt. Es mag damit zusammenhängen, dass der Raum mit seinen 1200 Plätzen ganz in einem dunklen, nirgends genagelten, nur verleimten Holz gehalten ist – abgesehen von einer optisch mittelpunktigen, aber akustisch offenbar hochwirksamen Decke mit neun Reihen quadratischer Vertiefungen. Die Qualität könnte aber auch, so sagt es Pascal Schmocker, der den Saal als Techniker betreut, auf den Umstand zurückgehen, dass die Seitenwände nicht restlos parallel verlaufen, weshalb der Klang von der einen Seite nach der anderen springt und sich so optimal im Raum ausbreitet. Das Hörvergnügen, das wird in den ersten Momenten deutlich, ist jedenfalls enorm.

Zu Recht ist man in La Chaux-de-Fonds stolz auf dieses Bauwerk. Und auf seine Geschichte. Im frühen 19. Jahrhundert, als La Chaux-de-Fonds nach einem Grossbrand neu gestaltet wurde, als sich das Dorf von ehemals zur Metropole der Uhrenindustrie mauserte und sich die Einwohnerzahl innert weniger Jahre mehr als verdoppelte – im frühen 19. Jahrhundert entschied man sich für den Bau eines Theaters nach der damaligen Mode, also à l'italienne mit steil ansteigenden Rängen. Es ist bis heute in einem originalen Zustand erhalten und in Betrieb; nach einer Renovation von 2011 präsentiert es sich in aller Pracht. Indessen verfügt



Fast ganz aus Holz: die Salle de musique in La Chaux-de-Fonds vom Podium aus.

es über eine ausgesprochen trockene Akustik, so dass es sich eher für gesprochene als für musizierte Aufführungen empfiehlt. Konzerte fanden in La Chaux-de-Fonds daher immer anderswo statt, zum Beispiel im Conservatoire schräg gegenüber – und dies bis Mitte des 20. Jahrhunderts, als sich die Stadt zum Bau eines Konzertsaals entschloss. Entstanden 1951 bis 1955 nach den Plänen der Architekten René Chapallaz und Hans Bieri, ist der Saal mit bewundernswürdiger Konsequenz der Moderne seiner Entstehungszeit verpflichtet – das Foyer, die Treppengalerien, die Beleuchtungskörper sprechen davon.

Nun soll die Salle de musique renoviert werden; ab März 2014 wird der inzwischen denkmalgeschützte Raum während zweier Bauetappen geschlossen sein, im Juli 2015 soll er in frischem Glanz wiedereröffnet werden. Keine einfache Aufgabe, denn die Akustik soll keinesfalls tangiert werden. Es gibt daher eine Pinselrenovation sowie eine Erneuerung der Bestuhlung, der Türen und der Fenster sowie der elektrischen Einrichtung – der Saal soll auch tauglich gemacht werden für heutige Anforderungen in der Gestaltung von Konzertabenden, zum Beispiel für moderierte oder speziell beleuchtete Konzerte. Einfach zu lösen ist auch nicht die Finanzierung. Die Salle de musique ist zur einen Hälfte von der Stadt, zur anderen privat getragen: von der Stiftung Arc en scènes, die ihn der Société de musique de La Chaux-de-Fonds für ihr Konzertprogramm zur Verfügung stellt. So werden auch die Baukosten von gut 4,5 Millionen Franken geteilt. Man ist jedoch guten Mutes – und hat allen Grund dazu. Seit einem Neubeginn 2010 hat die Société de musique, die eine über hundertjährige Tradition kennt, wieder spürbar an Fahrt gewonnen. Die Zahl der Abonnenten, so erläutert es Frédéric Eggimann, der die Geschäfte führt, konnte leicht gesteigert, jene der verkauften Plätze verdoppelt

werden. Tatsächlich sind es geschätzte 600 Personen, die den Abend mit dem Trio Wanderer besuchen, bemerkenswert viel für eine Stadt von 38 000 Einwohnern; in Zürich mit seinen 400 000 Einwohnern kommen zu einem solchen Konzert gut 300 Zuhörer.

## Ohrenspitzer

Zum Auftritt des Trio Wanderer in der Salle de musique von La Chaux-de-Fonds ist man jedenfalls auch von auswärts angereist: aus Zürich eben und, zum Beispiel, aus Lausanne. Zu erleben gab es einen vorbildlich gestalteten, hervorragend ausgeführten und dank der Saalakustik brillant wirkenden Kammermusikabend. Jean-Marc Phillips-Varjabédian (Violine), Raphaël Pidoux (Violoncello) und Vincent Coq (Klavier) hoben mit dem zweiten Klaviertrio, c-Moll, op. 66, von Felix Mendelssohn Bartholdy an – und gleich wurde deutlich, was für ein fabelhaft aufeinander eingespieltes Ensemble da auf dem Podium sass. Dem exzessiven Laufwerk im Klavier zum Trotz gingen die drei seit einem Vierteljahrhundert zusammenwirkenden Musiker in den Ecksätzen an die Grenzen des Möglichen; sie zeigten, welche Virtuosität für Mendelssohn selbstverständlich gewesen sein mag und welche Energie die Musik unter solchem Zugriff verströmt. Ganz anders das zweite Klaviertrio, D-Dur, D 929, von Franz Schubert, wo feurig belebte Kantabilität herrschte; besonders eindrücklich gelang hier der zweite Satz, wo das Andante con moto sehr plausibel getroffen wurde. Und dazwischen, als Ohrenspitzer, «Huit moments musicaux» des 1974 geborenen Franzosen Bruno Mantovani, die mit ihrem gemässigt modernen Tonfall etwas spezielles Gewürz beisteuerten. Das Programm steht für die vorsichtige ästhetische Öffnung, die der Konzertmanager Frédéric Eggimann betreibt. Durchaus mit Erfolg.

# Der Kampf um Würde

Arthur Millers «Tod eines Handlungsreisenden» am Theater Basel

Alfred Schlienger · Mit hängenden Schultern steht Willy Loman gleich zu Beginn schon im Regen. Man lacht. «Ich bin todmüde», stöhnt er. Und man lacht. Loman schreit herum, Loman träumt sich selbstvergessen in die Vergangenheit, Loman redet sich vor seinem Chef, der ihn entlässt, um Kopf und Kragen. Man lacht. Das ist nicht die Tragik des Willy Loman, wie ihn Arthur Miller im «Tod eines Handlungsreisenden» schildert. Es ist das Problem des virtuoseren Schauspielers Dirk Glodde, dem jede Rolle, die er sich überzieht, zur komischen Nummer gerät. Nichts gegen Tragikomik. Sie ist am geeigneten Objekt, klug dosiert, wahrscheinlich die tiefstmögliche menschliche Dimension. Hier aber verrutscht die Figur, das Tragische weit hinter sich lassend, ins Clowneske.

## Kein bisschen lustig

Wohl nicht ganz zufällig rekurriert der Schweizer Philosoph Peter Bieri, wenn er in seinem jüngsten Buch, «Eine Art zu leben», die Vielfalt der menschlichen Würde auffächert, immer wieder auf die Figur Willy Lomans und zeigt extran auf, worum dieser Mann kämpft, nämlich um den letzten Rest seiner Würde. Das ist kein bisschen lustig.

Arthur Millers Loman scheitert nicht an einer individualpsychologischen Verblendung, er wird erniedrigt durch die Gesetze des Marktes und durch die kollektive Zwangsneurose des amerikanischen Traums von Aufstieg und Erfolg.

Dennoch, und das muss man nach diesen Vorbemerkungen wohl besonders betonen, ist der Abend auf der Kleinen Bühne des Theaters Basel sehenswert. Wie eine Figur komisch und tragisch zugleich sein kann, verkörpert Chantal Le Moign als Lomans Frau Linda schlicht hinreissend. Natürlich ist es zum Schreien und wirkt wie in einem irren Werbespot, wenn sie dem Ideal der amerikanischen Hausfrau nachhechelt und die weisse Wäsche, weisser geht's nicht, über die Bühne spannt. Aber sie ist auch die Einzige, die ihren Mann in seinem Elend erkennt und versteht, und wenn sie ihn gegenüber den Söhnen in echtem Zorn und tiefster Erschütterung verteidigt, dann stockt uns im Parkett der Atem. Kein Gramm Larmoyanz, kein Hauch von Komik. Hier wird die Tragödie eines sehenden Auges verspielten Lebens erzählt.

Die Söhne Biff und Happy sind auf dem besten Weg, die Geschichte in umgekehrter Richtung zu wiederholen. Letztlich sind sie beide ohne jede Perspektive. Biff (Manuel Bürgin), das vermeint-

liche, vom Vater hochgepushte Wunderkind, hat auch mit 34 noch keinerlei Existenzgrundlage. Happy (Lorenz Nufer) mit Elvis-Tolle pflegt vor allem den Ehrgeiz, die Bräute seiner Vorgesetzten flachzulegen – oder behauptet es zumindest. Trost und Neid zugleich weckt da nur Lomans verklärter Bruder Ben (Florian Müller-Morungen), der es als Diamantenschürfer zu sagenhaftem Reichtum gebracht haben soll. Bei seinen Traumauftritten im blendend weissen Anzug blinkt denn auch wie wild das Diamanten-Signet, das die Bühne beherrscht, als wäre man bereits in Las Vegas (Bühne Damian Hitz, Kostüme Heidi Walter).

## Erinnerung an die Wirklichkeit

Die Regie von Barbara-David Brüesch lässt die verschiedenen Bewusstseinsebenen und Schauplätze des Stücks zügig ineinanderfliessen und verzichtet auf Dekonstruktion und Aktualisierungen. Die hat das Stück auch gar nicht nötig. Wenige Tage vor der Premiere hat ein Basler Pharmariese verkündet, nachdem vor zwei Jahren bereits 750 Stellen gestrichen worden sind, 500 weitere Arbeitsplätze aufzuheben. Theater kann manchmal aufzeigen, was das im Einzelfall bedeuten kann.

## Bibliophile Schätze

Schenkung für die James-Joyce-Stiftung

(pd) · Ende Januar 2014 hat die Zürcher James-Joyce-Stiftung eine kleine bibliophile Kollektion von Werkausgaben von den Erben von Prof. Dr. Alfred Vogt und Helene Wiederkehr-Vogt geschenkt erhalten. Unter den insgesamt acht Objekten ist die Nr. 23 (von 25) einer Sonderausgabe von «Pomes Penyeach», für die Joyce die Gedichte in seiner Handschrift und seine Tochter Lucia die Verzierungen in Form von Initialen beisteuerte. Eine weitere Kostbarkeit sind zwei bibliophile Ausgaben von einzelnen Kapiteln des damals noch «Work in Progress» genannten Projekts, aus dem «Finnegans Wake» hervorging, sowie ein signiertes Autorenexemplar des abgeschlossenen Werks von 1939. Das Juwel der Schenkung ist eine Erstausgabe des in Paris von Sylvia Beach verlegten Romans «Ulysses» mit dem originalen griechisch-blauen Umschlag und den zum Emblem gewordenen Lettern in weisser Schrift.

James Joyce litt bereits als Kind an Kurzsichtigkeit, und er war keine dreissig Jahre alt, als sich erste Anzeichen von ernsthafteren Augenleiden bemerkbar machten. Nach etwa zehn Operationen zwischen 1917 und 1925 suchte Joyce auf Anraten seiner Zürcher Freunde Georges Borach und Carola und Sigfried Giedion-Welcker den berühmten Augenarzt Prof. Dr. Alfred Vogt in Zürich auf und wurde von ihm im Mai 1930 operiert. Nicht zuletzt dank Vogts medizinischen Künsten kam Joyce in den 1930er Jahren wieder regelmässig nach Zürich. Dankbar, dass es Vogt gelang, ihm zumindest noch einen Rest seiner Sehkraft zu erhalten, schenkte Joyce seinem Augenarzt und dessen Tochter, Helene Wiederkehr-Vogt, in den dreissiger Jahren wiederholt bibliophile Ausgaben seiner Werke, wodurch diese kleine, aber sehr feine Kollektion entstanden ist.

Der Zürcher James-Joyce-Stiftung wurden schon früher Joyce-Teilnachlässe geschenkt. Donatoren waren u. a. die Kunsthistorikerin Carola Giedion-Welcker, Joyce' Freund Frank Budgen sowie Joyce' Stiefenkel Hans E. Jahnke. Die Schenkung Wiederkehr-Vogt wird somit in der Stiftung in guter Gesellschaft sein.

## Der unverfrorene Mozart

András Schiff mit Freunden in Zürich

Alfred Zimmerlin · Es gibt Momente im Kopfsatz von Wolfgang Amadeus Mozarts Klavierkonzert in B-Dur, KV 450, wo einem der Pianist András Schiff mit leichten Akzenten buchstäblich den Teppich unter den Füssen wegzieht. Welche Feinessen zeigt er hier zusammen mit der Cappella Andrea Barca, dem von ihm gegründeten, aus kammermusikalisch erfahrenen Musikerinnen und Musikern gebildeten Orchester. In der Neuen Konzertreihe Zürich in der Zürcher Tonhalle hat Schiff die drei Mozart-Klavierkonzerte Nr. 15, 16 (KV 451) und 17 (KV 453) interpretiert, die alle in den ersten Monaten des Jahres 1784 entstanden sind.

Schiff leitet seine Cappella vom Flügel aus, springt auf, wo er es sich erlauben kann. Das sieht vielleicht wild aus, doch ist da keine Bewegung, die nicht inspirierend wirkt. Schiff identifiziert sich

## LITERATUR UND KUNST

- Greuel, Unfug und Unrat – Schweizer Souvenirs in der Kritik
- William S. Burroughs – ein Leben voller Abgründe und ein singuläres Werk
- Der Praeceptor Germaniae im Funkhaus – zum 100. Geburtstag von Alfred Andersch  
Am Samstag in der NZZ

restlos mit der Musik und riskiert in den beiden Konzerten Nr. 15 und 16 alles, um daran Mozarts Unverfrorenheit und die ungestüme Virtuosität zu zeigen. In den ruhigen Mittelsätzen indes lässt er ganz los; vortrefflich hält der Konzertmeister Erich Höbarth vom ersten Pult aus das Orchester zusammen, das hellwach feinste Kammermusik spielt. Und das ist einmalig: Das so kommunikative Miteinander von Solist und Orchester wird gleichsam zu einem Zusammenleben in einem gemeinsamen Ausdrucksraum in grosser Freundschaft – einem Raum, in welchem es keine Differenzen mehr in der Auffassung des Musikalischen gibt.

Dann das G-Dur-Konzert KV 553: Welch innige Expressivität gibt Schiff dem Werk. Fabelhaft die Farben, die er aus dem Bechstein-Flügel von 1921 hervorzaubert. Es ist der Flügel, den Wilhelm Backhaus einst gespielt hat; auch Arthur Schnabel, Edwin Fischer haben damals Bechstein bevorzugt. Kein Zufall, wählte ihn András Schiff für Mozart: Bei diesen grossen Pianisten des frühen 20. Jahrhunderts liegen seine Wurzeln, darauf baut seine nun aber ganz dem Heute verbundene Interpretationskunst auf. In der Zugabe, dem Rondo aus dem ebenfalls 1784 entstandenen F-Dur-Konzert KV 459, liess es Schiff noch einmal spüren.